



1926-08-31

Begegnungen in Südamerika IV

Alice Schalek

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19260831&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Schalek, Alice, "Begegnungen in Südamerika IV" (1926). *Essays*. 899.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/899

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact ellen_amatangelo@byu.edu.

Begegnungen in Südamerika.

Von **Alice Schalek.**

IV.

Bei den deutschen Obstbauern am Tigre.

Mit zwei jungen Männern fahre ich den Tigre hinunter, die viel verästelte Mündung des La-Plata-Flusses. Das lagunenhaft träge Wasser wird durch die Pappeln und Eukalyptusbäume, die es zu beiden Seiten einsäumen, zu einer Art „Gegend“, der einzigen im Umkreis von Buenos Aires, um das sich überall sonst eine hitzedunstende, entweder staubige oder überschwemmte Ebene dehnt. Die drei hintereinander am Ufer liegenden Kaffeehäuser bilden das Ziel von Sonntagsausflügen, viele Deutsche aber fahre bis zu den Inseln, wo sie, im grünen Grase eingelagert, ihren mitgebrachten Mundvorrat verzehren und sich eine deutsche Waldlandschaft vortäuschen lassen. Darüber hinaus, bis nahe zum Meere, kommen nur die deutschen Obstbauern, die hier leben.

Meine beiden jungen, fröhlichen Begleiter sind hochbezahlte Angestellte einer großen Häutefirma. Den einen kenne ich von Wien her, wo er als Rechtsanwaltsanwärter an seinem Fortkommen verzweifelte und sich daher zum Auswandern entschloß. Seinen Kollegen, einen jungen Deutschen, hat er heute mitgebracht, weil dieser selbst vorübergehend Obstbauer gewesen war und sich angeboten hatte, mich bei seinen früheren Arbeitsgebern einzuführen. Unterwegs erzählen mir die beiden ihre argentinischen Erlebnisse.

Mein Landsmann hat es in achtzehn Monaten zu der guten Stellung gebracht, trotzdem er nur gerade genug Geld besessen hatte, um die Überfahrt zu bestreiten. Es war ein kaltblütig durchdachter Plan, der glückte.

„Ich wollte keine schlechte, feste Stellung annehmen, sondern möglichst viele Leute kennen lernen. Morgens von sieben bis acht Uhr erteilte ich Unterricht in Deutschen, von halb neun bis halb elf las ich zwei Kollegien über Handels- und Wechselrecht an der Universität – mit den Kenntnissen eines Wiener Konzipienten kann man hier Nationalökonomie dozieren –, von elf bis ein Uhr lief ich als Lokalreporter für eine Zeitung herum, von halb zwei bis vier Uhr leistete ich Assistentendienste im Laboratorium eines Wiener Bakteriologen, von fünf bis sieben Uhr schrieb ich in der Redaktion, von halb acht bis zehn Uhr begleitete ich Konzertsänger auf dem Klavier, denn mit den Kenntnissen eines Wiener Bürgersohnes im Klavierspielen kann man hier Musikprofessor werden, und meine größte Sorge dabei war immer, überall zurechtzukommen.kehrte ich abends gegen elf Uhr heim, dann zog ich, um Zeit für

den Schlaf zu ersparen, schon auf der Stiege Kragen und Krawatte aus. Auf diese Weise, dachte ich, würde ich doch eines Tages einen kennen lernen, der mir vorwärts hilft. Und richtig, einmal begleitete ich in einer Dilettantenaufführung meinen jetzigen Chef.“

„Mein Weg war länger“, beginnt der junge Deutsche, „ich war Empfangsdirektor in einem ersten Hotel in Breslau, als ich von der Gründung einer deutschen Überseegesellschaft in Paraguay hörte. Dreißig Teilnehmer sollten dort Land kaufen und aus Bananen Kraftfutter für Vieh erzeugen, das sich um tausend Mark per Tonne billiger stellen sollte als gleichwertiges in Deutschland. Die Mitglieder verkauften ihre ganze Habe – ein fünfzigjähriger Gutsbesitzer aus Glatz sogar sein Gut seine Fünf-Zimmer-Wohnung in Breslau – und steckten den Erlös in die Gesellschaft. Niemand erkundigte sich, ob sich Bananen überhaupt zu Viehfutter eignen. Alle glaubten so fest daran, daß sie in Verzweiflung fielen, als sich die ganze Gründung als Schwindel erwies. Auch der Gutsbesitzer war zuerst völlig zusammengebrochen. Aber dann gingen er und sein Freund mit mir herüber. Nachdem wir in Buenos Aires vierzehn Tage lang vergeblich eine Stelle gesucht hatten, ohne zu wissen, daß es im Einwanderungsgebäude ein staatliches Stellenbureau geben, bezahlte ich mit meinem letzten Sparpfennig die Reise für uns alle drei nach dem Süden. Aber auch da fanden wir wochenlang nur Zufallsarbeiten, bis ich endlich auf einer Estancia als Zimmermann unterkam. Nach eintägiger Arbeit merkte der Patron, daß ich noch nie eine Säge in der Hand gehabt habe, und bestellte mich zum Gärtnergehilfen, zum Gartenpeon; doch als ein Eukalyptus, der wahrlich viel verträgt, unter meinen Händen kreperte, machte er mich zum Ameisenvertilger und später zum Chauffeur. Ich fuhr vier Wochen lang, ohne das Geringste davon zu verstehen. Den Leuten auf dem Lande läuft ein so gottverlassenes Gesindel zu, daß sie Arbeiter mit intelligentem Gesicht nach Kräften festhalten. Ich wurde sogar Lebensmitteleinkäufer, so daß ich nebst freier Station fünfundsiebzig Pesos im Monat verdiente, die ich auf der einsamen Estancia natürlich ersparte. Eines Tages aber sperrte man einen meiner mitaufgenommenen Freunde unter dem Verdacht des Diebstahls ein und daraufhin legten alle elf deutschen Angestellten die Arbeit nieder. Der Majordomo bat mich inständig zu bleiben, aber die Solidarität war stärker. Nach einer furchtbaren Zeit der Ausnützung aller meiner Kräfte wurde ich Tellerwäscher in einem Restaurant. Von neun Uhr früh bis drei Uhr morgens, manchmal noch länger, stand ich auf den Beinen. Als ich nahe daran war, zusammenzubrechen, wurde plötzlich der Geschäftsführer entlassen. In ganz Südamerika kann man innerhalb einer Stunde kündigen oder gekündigt werden. Die Dienerschaft kann in dem Augenblick weglaufen, in dem die Herrschaft Gäste erwartet, sie kann aber auch nach jahrelangem treuen Dienst wegen einer Krankheit plötzlich hinausgeworfen werden. Ich wurde ohne jeden Übergang vom Geschirrwäscher Geschäftsführer, holte

meinen Smoking und meine Lackschuhe aus dem Koffer und war auf einmal ein großer Herr. Meine Hände waren freilich so aufgeschwemmt, daß ich vor Schmerzen nichts anfassen konnte. Das Geschäft ging aber nicht. Ich hatte zweihundert Pesos monatlich und freie Station vereinbart und das Geld sechs Wochen lang „stehen lassen“, da wurde ich Knall und Fall entlassen. Als ich meinen Gehalt verlangte, erwiderte der Patron: „Sie haben ja bereits alles bekommen.“ Ich hatte nämlich einmal 60 Pesos bezogen, um einem meiner beiden Freunde beizustehen, und die Empfangsbestätigung unterschrieben, ohne die Ziffer anzusehen. Das argentinische Gesetz macht aber denjenigen, der sich nicht alle vierzehn Tage seinen Lohn auszahlen läßt, zum Kreditor und versagt ihm den Gewerbeschutz. Die gesetzesunkundigen Fremden, die Gringos, werden von den Einheimischen, den Criollos, rücksichtslos ausgenützt und noch verachtet. Während ich nun Arbeit suchte, schlief ich mit zwei Herren in einem Zimmer, in das es hineinregnete, auf der Erde. Wir lebten von *Café completo*. Sonntags verdiente ich zwei Pesos als Barmixer im Tigrehotel und in der Woche arbeitete ich solange als Mechaniker, bis man herausfand, daß ich von technischen Dingen nichts wisse, und dann als Zimmerputzer. Plötzlich wurde ich durch eine Empfehlung aus Deutschland Geschäftsführer einer Textilfirma. Gleichwohl behielt ich das einfache Leben, an das ich schon gewohnt war, bei, briet mir Rindfleisch über einem Petroleumkocher und aß trockenes Brot zum Kaffee. Sieben Monate lang legte ich an jedem Ersten hundert Pesos zurück, denn nach neunstündiger Arbeit ging ich nie aus, sondern schrieb ein Tagebuch nach dem andern voll, wenn ich nicht Überstunden machte. Diese sollten nach einem Jahr in Pauschale entlohnt werden; da ich aber schon nach acht Monaten vor Überanstrengung erkrankte, erhielt ich keinen Centavos. Die Leute sind hier auf den Egoismus gestellt, die Leistung wird aus dem Menschen herausgedrückt, der Arbeiter ausgenützt; bricht er zusammen, so kümmert sich niemand um ihn. Während meiner Krankheit verbrauchte ich die mühselig ersparten Mittel und war nun wieder dort, wo ich angefangen hatte. Aber ich bereute nichts. Ich hatte die Sprache gelernt und dazu nicht nur die hierzulande nötige Sparsamkeit und Enthaltensamkeit von allen Vergnügungen, sondern auch die unbedingt erforderliche Rücksichtslosigkeit; und vor allem hatte ich Menschenkenntnis erworben. Heute kommt es mir blödsinnig vor, daß ich seinerzeit als *Chef de reception* in meinem Hotel auf den Portier herabsah. Hier kann ein Portier am nächsten Tag Hotelier sein und ein Hotelier kann zum Bettler werden.

Als Barmixer im Hotel Tigre hatte ich das deutsche Ehepaar kennen gelernt, zum dem Sie zu führen mein Wiener Kollege mich gebeten hat. Sie bauen da unten an der Mündung Obst und hatten mir damals angeboten, wenn es mir wieder einmal schlecht ginge, zu ihnen zu kommen und ihre Arbeit zu

teilen. Ich war dann wirklich ein halbes Jahr bei ihnen. Jetzt besuche ich sie noch ab und zu und sie werden sich sicherlich freuen, auch meine Gäste zu empfangen.“

Beide Ufer des Tigre sind überschwemmt. Schon in dem höher am Flusse gelegenen Vorort Quilmes, wo ich tags vorher die wie Pfahldörfer aussehenden, aus den überschwemmten Wiesen auf ihren Piloten herausragenden Ranchos der Arbeiter photographierte, hatte ich Schuhe und Strümpfe ausziehen müssen. Ein ununterbrochener Gürtel solcher elender Blechranchos, die wahllos irgendwo ins freie Feld gestellt sind, legt sich um die riesige Stadt. Wie die Werkzeughäuschen in unseren Schrebergärten sehen sie aus, nur ohne Gärten und aus Blech. Diesen Gürtel haben die aus Buenos Aires ausfahrenden Eisenbahnen zu durchqueren, so daß man Vergnügungsausflüge aus Buenos Aires nichts machen kann.

Aber alles, was, was ich von Ranchos und Überschwemmungen bereits gesehen hatte – denn Ausflüge nach allen Seiten, wenn auch nicht zum Vergnügen, hatte ich wohl unternommen – wird übertroffen durch den Anblick, der sich mir bei unserer Ankunft auf der Obstinsel bietet.

Der Rancho, auf den wir zusteuern, steht nämlich nicht nur wie diejenigen in Quilmes bis zur Höhe seiner Piloten unter Wasser, es ist hier sogar über den Fußboden bis in den Wohnraum gedrungen. „Einmal, während ich hier lebte,“ flüstert mir mein Begleiter zu, „hat es ein Häuschen aus der Nachbarschaft ganz weggerissen.“

Wir fahren mit unserem Boot bis zum Rancho; ehe ich ihn betreten kann, muß ich wieder einmal Schuhe und Strümpfe ausziehen. Drinnen werde ich von den Besitzern gastfreundlich aufgenommen. Er ist ein Österreicher und sie eine Hamburgerin, die daheim als Erzieherin englische Stunden gegeben hat. Ihr Haus haben sie selbst aufgebaut; seit fünfundzwanzig Jahren hat die Frau keine Strümpfe mehr angehabt und in früheren Zeiten oft bis zum Hals im Wasser stehen müssen. Jetzt ist die große Küche durch die Erhöhung der Diele trocken gelegt. Den Schlafraum trennt ein Vorhang ab, und eine Ecke dient als Vorratskammer. Während sie im Wohnzimmer oft auf dem Tisch sitzen müssen, um trocken zu bleiben, können sie nunmehr in ihrer Küche sicher sein. In der hoch gelegenen Wohnküche, wo ich unter dem Lächeln meiner Gastfreundin meine Strümpfe und Schuhe wieder anziehe, bekomme ich warmen Kaffee vorgesetzt. Auf dem Tische im Wohnzimmer haben sich die Hühner vor der Überschwemmung gerettet, denn die Hausfrau beschäftigt sich auch mit der Hühnerzucht und mit Eierhandel.

Ein unvergeßliches Gemälde ist es, das sich meinen Augen bietet. Draußen die graue Fläche des scheinbar stillstehenden Flusses, die Pappelreihen, die nur mir den Zweigen aus dem Wasser ragen, die

kleinen Blechhäuser, die auf der Oberfläche zu schwimmen scheinen, und in dem sonderbaren Innern des Ranchos, das mir Gastfreundschaft gewährt, die gebildete deutsche Frau mit den vom Wasser geröteten Füßen und den hartgearbeiteten Händen, die zu ihren Briefen nach Hause heut noch wappengeschmücktes Papier verwendet mit der fünfzackigen Krone in Golddruck.

Die Obstbauern, die Buenos Aires mit ihren Früchten versorgen, werden nach ihrem Wohnort, den unteren Inseln des Deltas, Isleños genannt. Die meisten unter ihnen sind Kinder eingewanderter Deutscher und kamen auf diesen Inseln zu Welt. Ihre Väter hatten das Land urbar gemacht und Entwässerungsgraben angelegt; sie hatten die Pappeln gepflanzt, deren Holz schon nach acht Jahren verkaufsreif ist und von dem sie zum Teile leben.

Des Morgens um drei fahren diese Obstbauern mit ihren Ruderbooten den Fluß hinauf zum Markt, wo sie ungefähr ein Fünftel der hohen Preise, die man für Obst in Buenos Aires zahlen muß, für einen Korb Quitten, von denen auf dem Markt ein Dutzend einen Peso kostet, und anderthalb Pesos für einen Korb Durasmos, der feinsten Pfirsiche, die im Laden mit zwei bis drei Pesos per Dutzend bezahlt werden. Bei diesem enormen Aufschlag gegenüber den armen Obstbauern rechnen die Marktleute das Zugrundegehen zahlloser Früchte bei der großen Hitze ein; sie müssen auch alle minderwertigen Früchte ausscheiden, weil das Publikum von Buenos Aires Mittelqualitäten von Obst, wie wir sie hier in Wien verzehren, ablehnt. Zum Wohlstand führt also das harte Leben der Obstbauern keineswegs.

Auf der Rückfahrt lesen meine beiden Begleiter aus meinem Gesicht meine tiefe Ergriffenheit. „In Argentinien ist es eine Seltenheit,“ meint der Deutsche, „daß Leute zwanzig Jahre lang nicht vorwärts kommen und trotzdem bei derselben Sache bleiben. Nur Deutsche aus dem alten Kaiserreich sind dazu imstande. Im übrigen aber dürfen Sie Leute, die hierzulande hart arbeiten, nicht bedauern, In Deutschland freilich wächst man in das Vergnügen hinein, man lernt Kunstgeschichte, geht in Museen, um dann einmal nach Italien zu reisen, man nimmt Musikunterricht und besucht abends Konzerte. Die Arbeit liefert einem die Mittel hiezu. Hier wächst man in die Arbeit hinein und das Vergnügen ist ein ganz seltener Glücksfall. „Hingegen ist die Arbeit selbst weit anregender als daheim.“

Die beiden jungen Leute wechseln einen raschen Blick. Dann fügt der Deutsche nachdrücklich hinzu: „Wir wissen beide, daß Sie über das Elend der Auswanderer schreiben wollen, und deshalb haben wir Sie hierher geführt und Ihnen das Bitterste von allem gezeigt, damit Sie unsere Landsleute warnen. Wer sich dadurch abhalten läßt, bleibe besser daheim. Aber wer Schneid hat, der soll nur kommen. Denn auch das wollen wir Ihnen sagen – hier ist Geschäft nicht nur viel interessanter, es bietet auch

mehr Möglichkeiten. Freilich ist jeder auf sich allein gestellt, es muß aber einer nicht ein Leben lang Schaffner bleiben und für die Pension dienen und niemand braucht einen Befähigungsnachweis. Wir beide sind jetzt beim Häutegeschäft. Diese Arbeit ist geradezu spannend und aufregend. Für den sichersten Posten in Deutschland würde ich sie freiwillig nicht wieder aufgeben. Jeder von uns weiß vom anderen, daß er ihn hineinlegen will, doch billigen wir demjenigen, der sich hineinlegen läßt, kein Mitleid mehr zu. Er könnte ja aufpassen. Mir beispielsweise obliegt das „Empfangen“ der Häute. Der Kauf ist schon legal abgeschlossen, aber bei der Übernahme wird der Preis noch gedrückt. Der Börsenwert der Häute naß sind und schwerer auf die Wa[a]ge kommen, daß sie dunkler sind, als man sie angeblich bestellt hat, aber bei steigenden Preisen muß man vermeiden, daß der Verkäufer aus dem Abschluß ausspringt. Bei jeder Übernahme wird der Kauf dreimal rückgängig gemacht. Die Peone bei der Wa[a]ge ziehen ihre Jacken an und gehen fort. Man läuft ihnen nach und sie ziehen die Jacken wieder aus. Es kommt allein auf die persönliche Tüchtigkeit und Gerissenheit an, ob man in diesem Stadium noch bis zu fünf Prozent herausschlägt. Dieser sogenannte „reguläre Betrug“ macht einem den unbändigsten Spaß. Interessant ist dabei, daß man nach Europa reell liefern muß, aber natürlich geschehen solche Dinge auch anderswo; indessen hier ist es Usance und gilt als vernünftig. Hier hat der Betrug seine Moral und man hat Hochachtung vor dem, der sich nicht betrügen läßt, und fast noch mehr vor dem, der einen selbst betrügt. Man nennt ihn *capaz*, fähig. Zu diesen Häuterkäufen nimmt man besorgt das Wägen und das Aufladen auf die Wagen selbst, sonst fährt der Karren mit den guten Häutern aus der Halle hinaus und kommt beim Verladewaggon mit schlechten an. Man muß selbst mitlaufen und dabei stehen und sich immerfort vergewissern, daß es dieselben Häute sind. Man ist ja jetzt in Deutschland auch schon gerissener, aber bei uns zu Hause kann man noch immer bei Meyer und Schmidt alt und grau werden. In dem einen Fach erwirbt man allerdings eine enorme Sachkenntnis, man kennt alle Beziehungen seiner Firma und wird ihr unentbehrlich, verliert man aber nach 20 Jahren aus irgendeinem Grunde die Stellung, dann ist man hilflos, während hier jeder mit offenen Nüstern das Ziel riechen lernt. Hier ist jeder gegen jeden, man wird internationaler und lernt die Beziehungen der Weltpolitik zur Weltwirtschaft. Ich weiß ganz gut, daß es mir eines Tages wieder miserabel gehen kann, aber ich möchte doch nicht wieder heim. Und darum rate ich Ihnen: Wenn Sie einer fragt, ob er herüberkommen soll, dann erzählen Sie ihm von all dem Elend, das Sie hier gesehen haben. Kommt er dann doch, dann wird er hier schon seinen Weg machen, denn alles hängt davon ab, was für ein Kerl der ist, der es hier zu etwas bringen will.“

Bei den deutschen Obstbauern am Tigre.

Mit zwei jungen Männern fahre ich den Tigre hinunter, die viel verästelte Mündung des La-Plata-Flusses. Das lagunenhaft träge Wasser wird durch die Pappeln und Eukalyptusbäume, die es zu beiden Seiten einsäumen, zu einer Art „Gegend“, der einzigen im Umkreis von Buenos Aires, um das sich überall sonst eine hiedinstehende, entweder einabige oder überschwemmte Ebene dehnt. Die drei hinter einander am Ufer liegenden Kaffeehäuser bilden das Ziel von Sonntagsausflügen, viele Deutsche aber fahren bis zu den Inseln, wo sie, im grünen Grase hingelagert, ihren mitgebrachten Mundvorrat verzehren und sich eine deutsche Waldlandschaft vortäuschen lassen. Darüber hinaus, bis nahe zum Meere, kommen nur die deutschen Obstbauern, die hier leben.

Meine beiden jungen, fröhlichen Begleiter sind hochbezahlte Angestellte einer großen Häutefirma. Den einen kenne ich von Wien her, wo er als Rechtsanwaltsanwärter an seinem Fortkommen verzweifelte und sich daher zum Auswandern entschloß. Seinen Kollegen, einen jungen Deutschen, hat er heute mitgebracht, weil dieser selbst vorübergehend Obstbauer gewesen war und sich angeboten hatte, mich bei seinen früheren Arbeitgebern einzuführen. Unterwegs erzählen mir die beiden ihre argentinischen Erlebnisse.

Mein Landsmann hat es in achtzehn Monaten zu der guten Stellung gebracht, trotzdem er nur gerade genug Geld

besessen hatte, um die Ueberfahrt zu bestreiten. Es war ein kaltblütig durchdachter Plan, der glückte.

„Ich wollte keine schlechte, feste Stellung annehmen, sondern möglichst viele Leute kennen lernen. Morgens von sieben bis acht Uhr erteilte ich Unterricht im Deutschen, von halb neun bis halb elf las ich zwei Kollegien über Handels- und Wechselrecht an der Universität — mit den Kenntnissen eines Wiener Konzipienten kann man hier Nationalökonomie dozieren —, von elf bis ein Uhr lief ich als Lokalreporter für eine Zeitung herum, von halb zwei bis vier Uhr leistete ich Assistentendienste im Laboratorium eines Wiener Bakteriologen, von fünf bis sieben Uhr schrieb ich in der Redaktion, von halb acht bis zehn Uhr begleitete ich Kongressjäger auf dem Klavier, denn mit den Kenntnissen eines Wiener Bürgerjohannes im Klavierspielen kann man hier Musikprofessor werden, und meine größte Sorge dabei war immer, überall zurechtzukommen.kehrte ich abends gegen elf Uhr heim, denn zog ich, um Zeit für den Schlaf zu ersparen, schon auf der Stiege Kragen und Kravatte aus. Auf diese Weise, dachte ich, würde ich doch eines Tages einen kennen lernen, der mir vorwärts hilft. Und richtig, einmal begleitete ich in einer Dilettantenaufführung meinen jetzigen Chef.“

„Mein Weg war länger“, beginnt der junge Deutsche, „ich war Empfangsdirektor in einem ersten Hotel in Breslau, als ich von der Gründung einer deutschen Ueberseegesellschaft in Paraguay hörte. Dreißig Teilnehmer sollten dort Land kaufen und aus Bananen Kaffestruß für Vieh erzeugen, das sich um tausend Mark per Tonne billiger stellen sollte als gleichwertiges in Deutschland. Die Mitglieder verkauften ihre ganze Habe — ein fünfzigjähriger Gutsbesitzer aus Glatz sogar sein Gut und seine fünf-Zimmer-Wohnung in Breslau — und steckten den Erlös in die Gesellschaft. Niemand erkundigte sich, ob sich Bananen

überhaupt zu Viehfutter eignen. Alle glaubten so fest daran, daß sie in Verzweiflung fielen, als sich die ganze Gründung als Schwindel erwies. Auch der Gutsbesitzer war zuerst völlig zusammengebrochen. Aber dann gingen er und sein Freund mit mir herüber. Nachdem wir in Buenos Aires vierzehn Tage lang vergeblich eine Stelle gesucht hatten, ohne zu wissen, daß es im Einwanderungsgebäude ein staatliches Stellenbureau gebe, bezahlte ich mit meinem letzten Sparspfennig die Reise für uns alle drei nach dem Süden. Aber auch da fanden wir wochenlang nur Zufallsarbeiten, bis ich endlich auf einer Estancia als Zimmermann unterkam. Nach eintägiger Arbeit merkte der Patron, daß ich noch nie eine Säge in der Hand gehabt habe, und bestellte mich zum Gärtnergehilfen, zum Gartenpeon; doch als ein Eukalyptus, der wahrlich viel verträgt, unter meinen Händen krepierete, machte er mich zum Ameisenvertilger und später zum Chauffeur. Ich fuhr vier Wochen lang, ohne das Geringste davon zu verstehen. Den Leuten auf dem Lande läuft ein so gottverlassenes Gesindel zu, daß sie Arbeiter mit intelligentem Gesicht nach Kräften festhalten. Ich wurde sogar Lebensmitteleinkäufer, so daß ich nebst freier Station fünfundsiebzig Pesos im Monat verdiente, die ich auf der einsamen Estancia natürlich ersparte. Eines Tages aber sperrte man einen meiner mitaufgenommenen Freunde unter dem Verdacht des Diebstahls ein und daraufhin legten alle elf deutschen Angestellten die Arbeit nieder. Der Majordomo bat mich inständig zu bleiben, aber die Solidarität war stärker. Nach einer furchtbaren Zeit der Ausübung aller meiner Kräfte wurde ich Tellerrwäscher in einem Restaurant. Von neun Uhr früh bis drei Uhr morgens, manchmal noch länger, stand ich auf den Beinen. Als ich nahe daran war, zusammenzubrechen, wurde plötzlich der Geschäftsführer entlassen. In ganz Südamerika kann man innerhalb einer Stunde kündigen oder gekündigt werden. Die Dienerschaft kann in dem Augenblick weglassen, in dem die Herrschaft Gäste erwartet, sie kann aber auch nach jahrelangem treuen Dienst wegen einer Krankheit plötzlich hinausgeworfen werden. Ich wurde ohne jeden Uebergang vom Geschirrwäscher Geschäftsführer, holte meinen Smoking und meine Lederschuhe aus dem Koffer und war auf einmal ein großer Herr. Meine Hände waren freilich so aufgeschwemmt, daß ich vor Schmerzen nichts anfassen konnte. Das Geschäft ging aber nicht. Ich hatte zweihundert Pesos monatlich und freie Station vereinbart und das Geld sechs Wochen lang „stehen lassen“, da wurde ich Knall und Fall entlassen. Als ich meinen Gehalt verlangte, erwiderte der Patron: „Sie haben ja bereits alles bekommen.“ Ich hatte nämlich einmal 60 Pesos bezogen, um einem meiner beiden Freunde beizustehen, und die Empfangsbestätigung unterschrieben, ohne die Hiffer anzusehen. Das argentinische Gesetz macht aber denjenigen, der sich nicht alle vierzehn Tage seinen Lohn auszahlen läßt, zum Kreditor und verlagert ihm den Gewerbeschutz. Die gesetzunkundigen Fremden, die Gringos, werden von den Einheimischen, den Criollos, rücksichtslos ausgenutzt und noch verachtet. Während ich nun Arbeit suchte, schließ ich mit zwei Herren in einem Zimmer, in das es hineinregnete, auf der Erde. Wir lebten von Café completo. Sonntags verdiente ich zwei Pesos als Barmixer im Tigrehotel und in der Woche arbeitete ich so lange als Mechaniker, bis man herausfand, daß ich von technischen Dingen nichts wisse, und dann als Zimmerpuger. Plötzlich wurde ich durch eine Empfehlung aus Deutschland Geschäftsführer einer Textilfirma. Gleichwohl behielt ich das einfache Leben, an das ich schon gewohnt war, bei, brüt nur Rindfleisch über einem Petroleumkocher und aß trockenes Brot zum Kaffee. Sieben Monate lang legte ich an jedem Ersten hundert Pesos zurück, denn nach neunstündiger Arbeit ging ich nie aus, sondern schrieb ein Tagebuch nach dem andern voll, wenn ich nicht Ueberstunden machte. Diese sollten nach einem Jahr im Wauschale entlohnt werden; da ich aber schon nach acht Monaten vor Ueberanstrengung erkrankte, erhielt ich keinen Centavos. Die Leute sind hier auf den Egoismus gestellt, die Leistung wird aus dem Menschen herausgedrückt, der Arbeiter ausgenutzt; bricht er zusammen, so kümmert sich niemand um ihn. Während meiner Krankheit verbrauchte ich die mühselig ersparten Mittel und war nun wieder dort, wo ich angefangen hatte. Aber ich bereute nichts. Ich hatte die Sprache gelernt und dazu nicht nur die hiezulande nötige Sparsamkeit und Enthaltensamkeit von allen Vergnügungen, sondern auch die unbedingt erforderliche Rücksichtslosigkeit; und vor allem hatte ich Menschenkenntnis erworben. Heute kommt es mir blödsinnig vor, daß ich seinerzeit als Chef de reception in meinem Hotel auf den Portier herab sah. Hier kann ein Portier am nächsten Tag Hotelier sein und ein Hotelier kann zum Bettler werden.

Als Barmixer im Hotel Tigre hatte ich das deutsche Ehepaar kennen gelernt, zu dem Sie zu führen mein Wiener Kollege mich gebeten hat. Sie bauen da unten an der Mündung Obst und hatten mir damals angeboten, wenn es mir wieder einmal schlecht ginge, zu ihnen zu kommen und ihre Arbeit zu teilen. Ich war dann wirklich ein halbes Jahr bei ihnen. Jetzt besuche ich sie noch ab und zu und sie werden sich sicherlich freuen, auch meine Gäste zu empfangen.“

Beide Ufer des Tigre sind überschwemmt. Schon in dem höher am Flusse gelegenen Vorort Quilmes, wo ich tags vorher die wie Pfahldörfer aussehenden, aus den überschwemmten Wiesen auf ihren Piloten herausragenden Ranchos der Arbeiter photographierte, hatte ich Schuhe und Strümpfe ausziehen müssen. Ein ununterbrochener Gürtel solcher elender Pledranchos, die wahllos irgendwo ins freie Feld gestellt sind, legt sich um die riesige Stadt. Wie die Werkzeughäuschen in unseren Schrebergärten sehen sie aus, nur ohne Gärten und aus Blech. Diesen Gürtel haben die aus Buenos Aires ausfahrenden Eisenbahnen zu durchqueren, so daß man Vergnügungsausflüge aus Buenos Aires nicht machen kann.

Aber alles, was ich von Ranchos und Uberschwemmungen bereits gesehen hatte — denn Ausflüge nach allen Seiten, wenn auch nicht zum Vergnügen, hatte ich wohl unternommen — wird übertroffen durch den Anblick, der sich mir bei unserer Ankunft auf der Ostinsel bietet.

Der Rancho, auf den wir zusteuern, steht nämlich nicht nur wie diejenigen in Quilmes bis zur Höhe seiner Piloten unter Wasser, es ist hier sogar über den Fußboden bis in den Wohnraum gedrungen. „Einmal, während ich hier lebte“, flüstert mir mein Begleiter zu, „hat es ein Häuschen aus der Nachbarschaft ganz weggerissen.“

Wir fahren mit unserem Boot bis zum Rancho; ehe ich ihn betreten kann, muß ich wieder einmal Schuhe und Strümpfe ausziehen. Drinnen werde ich von den Besitzern gastfreundlich aufgenommen. Er ist ein Österreicher und sie eine Hamburgerin, die daheim als Erzieherin englische Stunden gegeben hat. Ihr Haus haben sie selbst aufgebaut; seit fünfundsprangzig Jahren hat die Frau keine Strümpfe mehr angehabt und in früheren Zeiten oft bis zum Hals im Wasser stehen müssen. Jetzt ist die große Küche durch die Erhöhung der Diele trocken gelegt. Den Schlafraum trennt ein Vorhang ab, und eine Ecke dient als Vorratsskammer. Während sie im Wohnzimmer oft auf dem Tisch sitzen müssen, um trocken zu bleiben, können sie nunmehr in ihrer Küche sicher sein. In der hoch gelegenen Wohnküche, wo ich unter dem Lächeln meiner Gastfreunden meine Strümpfe und Schuhe wieder anziehe, bekomme ich warmen Kaffee vorgesetzt. Auf dem Tisch im Wohnzimmer haben sich die Hühner vor der Uberschwemmung gerettet, denn die Hausfrau beschäftigt sich auch mit der Hühnerzucht und mit Eierhandel.

Ein unmerkwürdiges Gemälde ist es, das sich meinen Augen bietet. Draußen die graue Fläche des scheinbar stillstehenden Flusses, die Pappelreihen, die nur mit den Zweigen aus dem Wasser ragen, die kleinen Blechhäuser, die auf der Oberfläche zu schwimmen scheinen, und in dem sonderbaren Innern des Ranchos, das mir Gastfreundschaft gewährt, die gebildete deutsche Frau mit den vom Wasser geröteten Lippen und den hartgearbeiteten Händen, die zu ihren Briefen nach Hause heute noch wappengeschmücktes Papier verwendet mit der fünfzackigen Krone in Golddruck.

Die Obstbauern, die Buenos Aires mit ihren Früchten versorgen, werden nach ihrem Wohnort, den unteren Inseln des Deltas, Islanos genannt. Die meisten unter ihnen sind Kinder eingewanderter Deutscher und kamen auf diesen Inseln zur Welt. Ihre Väter hatten das Land urbar gemacht und Entwässerungsgraben angelegt; sie hatten die Pappeln gepflanzt, deren Holz schon nach acht Jahren verkaufsfähig ist und von dem sie zum Teile leben.

Des Morgens um drei fahren diese Obstbauern mit ihren Ruderbooten den Fluß hinauf zum Markt, wo sie ungefähr ein Fünftel der hohen Preise, die man für Obst in Buenos Aires zahlen muß, für ihre Ware bekommen. Zwanzig Centavos beispielsweise für einen Korb Quitten, von denen auf dem Markt ein Duzend einen Peso kostet, und anderthalb Pesos für einen Korb Durazmos, der feinsten Pfirsiche, die im Laden mit zwei bis drei Pesos per Duzend bezahlt werden. Bei diesem enormen Aufschlag gegenüber den armen Obstbauern rechnen die Marktleute das Zugrundegehen zahlloser Früchte bei der großen Hitze ein; sie nehmen auch alle minderwertigen Früchte auszuheben, weil das Publikum von Buenos Aires Mittelmäßigkeiten von Obst, wie wir sie hier in Wien verzehren, ablehnt. Zum Wohlstand führt also das harte Leben der Obstbauern keineswegs.

Auf der Rückfahrt lesen meine beiden Begleiter aus meinem Gesicht meine tiefe Ergriffenheit. „In Argentinien ist es eine Seltenheit“, meint der Deutsche, „daß Leute zwanzig Jahre lang nicht vorwärts kommen und trotzdem bei derselben Sache bleiben. Nur Deutsche aus dem alten Kaiserreich sind dazu imstande. Im übrigen aber dürfen Sie Leute, die hiezulande hart arbeiten, nicht bedauern. In Deutschland freilich wächst man in das Vergnügen hinein, man lernt Kunstgeschichte, geht in Museen, um dann einmal nach Italien zu reisen, man nimmt Musikunterricht und besucht abends Konzerte. Die Arbeit liefert einem die Mittel hiezu. Hier wächst man in die Arbeit hinein und das Vergnügen ist ein ganz seltener Glücksfall. Hingegen ist die Arbeit selbst weit anregender als daheim.“

Die beiden jungen Leute wechseln einen raschen Blick. Dann fügt der Deutsche nachdrücklich hinzu: „Wir wissen beide, daß Sie über das Elend der Auswanderer schreiben wollen, und deshalb haben wir Sie hierher geführt und Ihnen das bitterste von allem gezeigt, damit Sie unsere Landsleute warnen. Wer sich dadurch abhalten läßt, bleibe besser daheim. Aber wer Schneid hat, der soll nur kommen. Denn auch das wollen wir Ihnen sagen — hier ist das Geschäft nicht nur viel interessanter, es bietet auch mehr Möglichkeiten. Freilich ist jeder auf sich allein gestellt, es muß aber einer nicht ein Leben lang Schaffner bleiben und für die Pension dienen und niemand braucht einen Befähigungsnachweis. Wir beide sind jetzt beim Häutegeschäft. Diese Arbeit ist geradezu spannend und aufregend. Für den sichersten Posten in Deutschland würde ich sie freiwillig nicht wieder aufgeben. Jeder von uns weiß vom andern, daß er ihn hineinlegen will, doch billigen wir demjenigen, der sich hineinlegen läßt, kein Mitleid mehr zu. Er könnte ja aufpassen. Mir beispielsweise obliegt das „Empfangen“ der Häute. Der Kauf ist schon legal abgeschlossen, aber bei der Uebernahme wird der Preis noch gedrückt. Der Vorsehwert der Häute spielt dabei eine Rolle. Bei fallenden Preisen kann man nörgeln, daß die Häute naß sind und schwerer auf die Wage kommen, daß sie dunkler sind, als man sie ansehblich bestellt hat, aber bei steigenden

Preisen muß man vermeiden, daß der Verkäufer aus dem Abfluß auspringt. Bei jeder Uebernahme wird der Kauf dreimal rückgängig gemacht. Die Peone bei der Wage ziehen ihre Jacken an und gehen fort. Man läuft ihnen nach und sie ziehen die Jacken wieder aus. Es kommt allein auf die persönliche Nüchternheit und Gerissenheit an, ob man in diesem Stadium noch bis zu fünf Prozent heraus schlägt. Dieser sogenannte „reguläre Betrug“ macht einem den unbändigen Spaß. Interessant ist dabei, daß man nach Europa teell liefern muß, aber natürlich geschehen solche Dinge auch anderswo; indessen hier ist es Usance und gilt als vernünftig. Hier hat der Betrug seine Moral und man hat Hochachtung vor dem, der sich nicht betrügen läßt, und fast noch mehr vor dem, der einen selbst betrügt. Man nennt ihn capaz, fähig. Zu diesen Häutekäufen nimmt man seine eigenen Gewichte und seine eigenen Peone mit, man besorgt das Wagen und das Auf-laden auf die Wagen selbst, sonst fährt der Karren mit den guten Häuten aus der Halle hinaus und kommt beim Verlade-waggon mit schlechten an. Man muß selbst mitlaufen und dabei stehen und sich immerfort vergewissern, daß es dieselben Häute sind. Man ist ja jetzt in Deutschland auch schon gerissener, aber bei uns zu Hause kann man noch immer bei Meier und Schmidt alt und grau werden. In dem einen Fach erwirbt man allerdings eine enorme Sachkenntnis, man kennt alle Beziehungen seiner Firma und wird ihr unent-behrlich, verliert man aber nach 20 Jahren aus irgend-einem Grunde die Stellung, dann ist man hilflos, während hier jeder mit offenen Klüffeln das Ziel riechen lernt. Hier ist jeder gegen jeden, man wird internationaler und lernt die Beziehungen der Weltpolitik zur Weltwirtschaft. Ich weiß ganz gut, daß es mir eines Tages wieder miserabel gehen kann, aber ich möchte doch nicht wieder heim. Und darum rate ich Ihnen: Wenn Sie einer fragt, ob er herüberkommen soll, dann erzählen Sie ihm von all dem Elend, das Sie hier gesehen haben. Kommt er dann doch, dann wird er hier schon seinen Weg machen, denn alles hängt davon ab, was für ein Kerl der ist, der es hier zu etwas bringen will.“